# Tor des Monats : Armin Walpen

Autor(en): **Ratschiller, Marco / Hörmen [Schmutz, Hermann]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **133 (2007)**

Heft 7

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-602458

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

Hermann Schmutz

# Tor des Monats

# Armin Walpen

Marco Ratschiller

Normalerweise telefoniert meine Tante Bernadette aus dem Obergoms einmal jährlich mit mir, zu meinem Geburtstag, und wir plaudern dann ein paar Minuten über Leben und Leiden, den Walliser Winter – ganzzahlig altere ich nämlich im Januar – und die Lawinenniedergänge, falls der Schnee dazu in den letzten Jahren überhaupt gereicht hat.

Diesmal kam die Lawine im August, und zwar spätabends durchs Telefon, direkt aus Reckingen in mein Büro. «Däm hüäre Noll müasches ditzmal aber zeige!» Tante Bernadette war ausser sich. Die ‹SRG SSR idée suisse› hatte beschlossen, Schweizer Volksmusik vollständig von ihrem ersten Radioprogramm zu verbannen und auf einen digitalen Spartensender zu verschieben.

Ausgerechnet «ds Armingi» habe das zu verantworten, klagte meine Tante bitter. Walpen Armin, der SRG-Direktor, den sie damals als älteres Nachbarsmädchen gegen andere Buben in Schutz genommen hatte, weil er immer statt vom «Radio Bärominschter» von «Radio Birämonschter» sprach und deshalb gehänselt wurde. Nun sei er tatsächlich ein Büromonster geworden, ein Schreibtischtäter, der mit einem einzigen Federstrich die Schweiz ihrer Identität beraube. Weswegen denn auch ich, so die Tante, welche eine treue Nebelspalter-Abonnentin ist, diesem «Noll» unbedingt den ‹Tod des Monats› wünschen solle, welchen sie immer so gerne lese.

Da Widerrede im Umgang mit meiner Tante bereits in weniger erhitztem Zustand eine delikate Angelegenheit ist, verzichtete ich auf den Vorschlag, den ‹Tod› gegen ein ‹Tor› einzutauschen, und versprach Bernadette, ihre Eingabe ernsthaft zu erwägen.

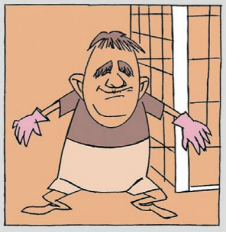
Ich kam jedoch nicht umhin zu versuchen, sie für die positiven Aspekte von Walpens Radio-Entscheid zu erwärmen. Doch wahrscheinlich wäre es einfacher, auf dem Eis des Rhonegletschers eine Scheibe Raclettekäse zum Schmelzen zu bringen. Die unbestreitbaren Vorteile des DAB-Formats, des sogenannten Digital Audio Broadcasting, liessen sie schlichtweg kalt. Rauschfreier Empfang, automatische Sendererkennung, Zusatzinformationen im Display, perfekter Stereoton: Tante Bernadette hatte fürs «Tigschlitl Brotkasting», wie sie es nannte, nur taube Ohren.

Sie sehe keinen Grund, weshalb sie in ihrer Wohnküche das alte Transistorradio ersetzen sollte, das habe in vierzig Jahren auch noch nie geraucht, und von ihrem verdellten, stahlblechernen Brotkasten trenne sie sich schon auf gar keinen Fall; von einer solchen Qualität könne man heute nur noch träumen; aus diesem uralten Erbstück habe sie schon vor fünfzig Jahren ab und zu ein Stück Roggenbrot stibitzt, manchmal war auch der kleine Armin dabei, hungrig geworden von seinem «Gebühren-Eintreiberlis» spielen, oder einfach nur davon, am Strassenrand einem dieser teuren Autos abzupassen, welche damals noch sehr selten durchs Goms fuhren. Armin habe immer gewusst, dass er auch einmal so einen Mercedes oder Porsche fahren werde, und auch da hätten die anderen Buben gelacht.

Als ich den Hörer auflegte, betrachtete ich eine ganze Weile still die Lawine, die sich da halb über meine linke Schulter, halb auf den Schreibtisch ergossen hatte; eine schmutziggraue Masse voller Geschiebe, Bruchstücke und Splitter, die nun in der Wärme des Büros langsam zu tauen begann. Ein Geräusch weckte mich aus der Versenkung. Maria, die Raumpflegerin, stand mit verständnislosem Gesichtsausdruck unter dem Türrahmen und starrte mit grossen Augen auf mich und den seltsamen Matsch, vor welchem ich sass.

Über die Hürden unserer unterschiedlichen Muttersprachen hinweg versuchte ich zu erklären, was hier vorgefallen war. Ich erzählte ihr von der Schweizer Volksmusik, an der sich die Geister scheiden würden wie an kaum einem anderen Musikstil: Auf der einen Seite eine kleine treue Fangemeinde, auf der anderen eine Mehrheit, die keine zehn Sekunden vergehen lässt, um fluchtartig die Frequenz zu wechseln. Maria wusste zwar nicht, was genau Ländler ist, aber ihr war unbegreiflich, dass die Schweizer ihre eigene Musik so sehr verabscheuten. «O povo português – das portugalische Volk ist da anders», belehrte mich Maria, «nos todos gostamos, alle lieben wir sehr unsere Identität.»

Ich winkte Maria näher an den Schreibtisch heran und deutete mit dem Zeigefinger auf die triefende Masse. Während die Worthülsen der Empörung und des Aufruhrs bereits weitgehend weggeschmolzen waren, wurde immer sichtbarer, was die Lawine so alles mit sich führte. Alphornsplitter, Schwyzerörgeliknöpfe, Trachtenfetzen und so weiter. Auffallend war, dass in all diese Teile rostige Schräubchen getrieben waren, an welchen wiederum teils ganze Verstrebungen hingen.

Maria sah mich fragend an. «Das Problem der Schweizer Identität ist», begann ich, «dass sie zu konstruiert ist. Siehst du die Alphornsplitter, Örgeliknöpfe und Trachtenfetzen? Natürlich ist das alles schweizerisch. Aber eben nicht nur das. Die Schweiz hat sich vor über hundert Jahren, mitten im Europa der erstarkenden Nationalstaaten, krampfhaft eine Identität gesucht, die sie von ihren Nachbarn unterscheiden sollte – vor allem von den Deutschen. Gefunden hat sie diese Identität in einem Idyll der freiheitsliebenden Bergbauern und Hirten, das schon damals für viele Schichten und Gebiete pure Romantik war. Verheerender aber, als vieles genauso Schweizerisches auszuklammern, war die Vehemenz, mit der an diesem Konstrukt bis heute festgehalten wurde, ohne dem atemberaubenden Wandel der Gesellschaft nur ansatzweise zu folgen. Aber eine Identität, die sich nicht entwickeln darf, ist eine tote Identität. Wie kann man von Volksmusik sprechen, wenn diese Musik sein eigenes Volk nicht mehr anspricht, wenn die Volksmehrheit bei aller Tradition und Romantik ihre Gefühle, ihre Lebenswelten darin nicht ausleben kann – obwohl auch hinter dieser Mehrheit Schweizer stehen? Verstehst du, was ich meine?» Maria schaute mich an und nickte zögernd, vielleicht auch nur, weil sie ahnte, dass ich das nun erwarten würde.

Seitdem das Heft erschienen ist, sitze ich vor dem Telefon und warte darauf, dass mich auch Tante Bernadette in Reckingen verstanden hat. Schliesslich habe ich ja jetzt doch vom Tod des Monats geschrieben.